

Vorwort

Liebe Leserin, lieber Leser,

„nota bene“ kann man mit „wohlgemerkt“ oder „beachte wohl“ übersetzen. Es leitet sich von dem lateinischen Wort „notare“ ab, das auch für unser „notieren“ Pate gestanden hat. Und so verstehen wir „nota bene“: Wenn Sie etwas beachtenswert finden, notieren Sie es doch. Hierzu haben wir Ihnen in unserer neuen Reihe, den „Nota-bene-Bücher“, Platz gelassen. Wenn Ihnen das Buch gefallen hat, leihen Sie es doch einem Freund oder einer Freundin und seien Sie auf deren Notizen gespannt. Wenn drei oder vier Leute das Buch gelesen und mit ihren Notizen versehen haben, ist etwas Neues entstanden. Es handelt sich nicht mehr um **ein** Buch, sondern um **Ihr** Buch. Ein Buch, das es so kein zweites Mal auf der Welt gibt.

Ein „Nota-bene-Buch“ ist also mehr als „paid content“, es macht aus Ihnen als Leserin oder Leser eine Akteurin oder einen Akteur. Aber natürlich ist der Inhalt immer noch das Wichtigste. *Fällig bei Liebesbruch* ist die Geschichte des unfreiwilligen Aufbruchs eines jungen Mannes in unseren Zeiten der monetären Glücksversprechung. Er erlebt eine außergewöhnliche Liebe mit der Versicherungsmaklerin Clara, die für alles eine Versicherung hat, auch bei „Liebesbruch“.

Ihr
Wolfgang Orians
Achter Verlag



Nota bene 

Dieses Buch wurde gelesen von:

1. _____

2. _____

3. _____

4. _____

Bernd Hans Martens

FÄLLIG BEI LIEBESBRUCH
Roman

All rights reserved
Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2012
Achter Verlag, Acht und Weinheim
www.achter-verlag.de

ISBN 9783981456233

Gestaltung: GreenwoodFinch, Elmstein

Satz: Röser Media, Karlsruhe

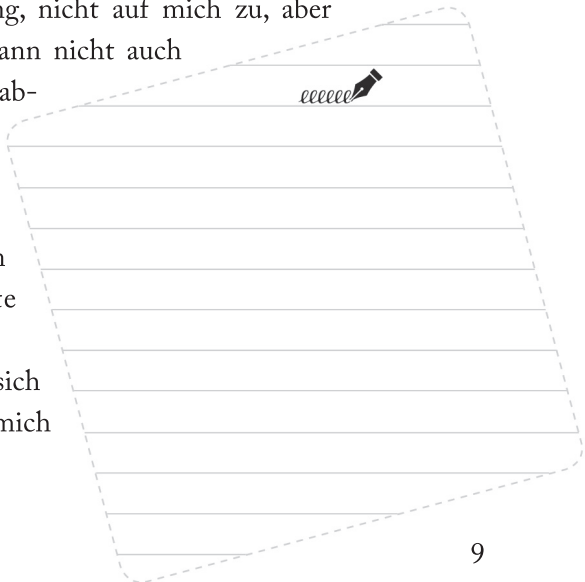
Druck: Friedrich Pustet KG, Regensburg

Um einen erfolgreichen Tag zu erleben, sagte ich mir, musst du einen erfolgreichen Tag erwarten. Nun, versuchen wollte ich es. Gezielt langsam lief ich am Hadelner Kanal entlang, ließ dabei jeden Schritt nachfedern. Es war also nicht dem Zufall zuzuschreiben, dass Lina mich mit ihrem Fahrrad noch vor der Brücke einholte. Sie fuhr bald in Schlangenlinien neben mir her. Konnte es denn so schwer sein, sie für mich zu interessieren? Die äußeren Umstände waren günstig, die Sonne ließ ihr Spiegelbild auf den Windwellen des Kanals surfen. Doch mir fielen nur die Weisheiten längst vergangener Größen ein. *All you need is love*, vom Frontmann der legendären Beatles. Und: *Liebe ist, dass Du mir das Messer bist, mit dem ich in mir wühle* vom traurigen Franz, Kafka eben.

Gut, dass ich dich noch erreiche!, rief Lina und schaltete in den niedrigsten Gang ihres Fahrrads. Also weißt du, was ich einfach nicht kapiere, sagte sie: Wenn die Zeit rückwärts läuft, ja? Ihr Blick machte jetzt einen Sprung, nicht auf mich zu, aber doch nahebei. Muss es dann nicht auch eine vom Bewusstsein unabhängige Realität geben?

Endlich hielt sie einmal die Beine still. Ihr Tattoo, ein Salamander an ihrem Oberschenkel, verharrte kurz vor dem Rocksäum.

Die Wirklichkeit lässt sich nicht täuschen!, hörte ich mich antworten.



Wovon redete ich? Und wovon redete sie?

Nun – ja: Quantenmechanik. Damit hatte PPP, Paul Patzke, Physik, begonnen, uns in die Welt der rätselhaften subatomaren Dimensionen einzuführen. Das sei nicht das Ende aller Theorien verkündete PPP, denn es gebe keine letztendliche Erklärung. Und werde es auch nie geben. Nur würden die Theorien immer bizarrer, weil die Welt bizarr sei.

Ich sah Lina an, schön war die Welt. Und auch ihr Blick, der meinem nun standhielt, bis sie begann, mich mit ihrem Fahrrad zu umkreisen. Ich sah, wie der schwarzblau gestichelte Salamander ihr unter den Rock kroch und immer schneller werdend rückwärts wieder hervorkam.

Wir könnten uns in der *Hölle* treffen, schlug ich vor. Morgen Abend, bei Heavy Metal Reinforced mit den *Red Hot Chili Peppers*. Lina fuhr noch zwei, drei Mal um mich herum. Was suchte sie nur? Plötzlich scherte sie aus, winkte mir zu, ohne sich dabei umzusehen, also eigentlich ganz im Vertrauen darauf, dass ich ihr nachsehen würde. Schon bog sie links über die Kanalbrücke ab.

Um einen friedlichen Tag zu erleben, musst du einen friedlichen Tag erwarten, sagte ich kaum hörbar, als ich in die Bürgermeister-Strathmann-Allee einbog. Hinter der Gärtnerei – Lina ging mir nicht aus dem Kopf – kam ein Kerl auf mich zu. Blieb stehen, als wolle er nach dem Weg fragen oder ob die Menschheit noch zu retten sei. Plötzlich trat er nach mir. Schrie dabei wie ein Neonazi, rotzte aus wie ein Neonazi, war ein Neonazi, der sich auf empfindliche Weise durch mein Dasein bedroht fühlte. Immer wieder trat er zu und berief sich dabei auf seinen Führer. Von hinten packte mich sein Kamerad, den hatte ich nicht kommen sehen, und rammte mir sein Knie ins Steißbein.

Nimm das Ding da weg!, riefen sie und wiesen auf den Sticker an meiner Jacke. Ein *Roter Riese*, knapp ein Zentimeter im Durchmesser. Den gab es im Hamburger Planetarium, wo uns PPP hingeführt hatte, um uns die Entwicklung unseres Sonnensystems anschaulich zu machen. Eine explodierende Sonne, ließen die Nazis mich noch sagen. Eine Zukunft, die auch unseren Stern ereilen wird. Dieses Schicksal hatte wohl keiner der beiden erwartet. Der Kerl vor mir war untröstlich und schlug zu.

Weg mit dem Ding! Wird's bald! Du Rotsau, du! Sag, dass du eine Zecke bist!, grölte mir ein Obersturmbann-Typ von hinten aufs Trommelfell. Er schlug mir gegen die Schläfen, immer wieder, und wollte nicht aufhören damit. Zecke! Zecke! Eins-zwei-drei!, riefen sie bei jedem Schlag. Bald lief es mir warm übers rechte Auge wie früher, als mir Mutter Kamillenteesud auf mein Ekzem an der Stirn träufelte.

Da! Da! Da!, schrien sie und stießen ihre Finger in die Wunde: Zeckenrotes Kommunistenblut!

Der Beweis war erbracht.

Du nimmst jetzt sofort das Ding da weg!, rief der Obersturmbann und hielt mir von hinten beide Arme fest. Dieser Tonfall, fies und falsch ins Ohr gezischt, nahm mir den letzten Funken Hoffnung.

Nun zeig uns mal deine Marx- und Engelszunge!

Eine nie gekannte Schwere zog an meinen Beinen.

Wird's bald!

Der Nazi riss mir den Sticker von der Jacke.

Zunge raus, Rotsau!

Ich gehorchte, wie man dem ewigen Despoten gehorcht, zeigte ihm die Zunge.

Da ist noch viel Platz!

Er ließ die Spitze meines Stickers auf seinen Daumennagel tippen. Immer noch einmal, so als stauche er sich in schönster Vorfreude den Tabak einer selbst gedrehten Virginia zurecht. Ich sagte noch etwas über Zufall und Finsternis. Was einer so sagt, wenn er nicht mehr weiß, was er so sagt und ihm die Angst das Gesicht verbeult.

Die Welt ist Hölle.

Vielleicht haben sie doch aus der Geschichte gelernt, hoffte ich. Hatten sie wohl auch, auf ihre Art.

Maul auf!

Ich biss die Zähne zusammen.

Der Neonazi griff kurzerhand nach einem Gärtnerspaten und schlug ihn mir in die Hüfte. Im Präsentiertakt rammten sie mir den Spaten in die Seiten, mit Schwung und immer im Wechsel weit aus-holend, um sich Stück für Stück bis an mein Innerstes durchzu-schlagen.

Links, rechts! Links, rechts! Augen zu! Zunge raus! Links, rechts....! Ein Schlag folgte dem anderen.

Auch der Obersturmbann wollte seinen Anteil am *Zecken-Breitklop-fen* haben. Als der zum Spaten griff, gelang es mir, mich loszureißen. Ich rannte Richtung Marktplatz. Die Schritte hinter mir schlugen das Pflaster. Die Neonazis trieben mich zum Äußersten. Schon bald, nahe der Erlenstraße, hörte ich einen von ihnen herankeuchen; die Wut dampfte ihm aus dem Rachen. Ich sah den Schulbus kommen. Warum gerade der Schulbus?, ging es mir durch den Kopf. Ein kurzer har-ter Schlenker, keine Zehntelsekunde zu früh oder zu spät – darüber nachdenken darf man erst hinterher – und ich rannte über die Straße.

Mir, nur mir, gelang es durch ein Befreiungsmanöver des letzten Augenblicks, dem Schulbus auszuweichen.

Viel Zeit blieb nun nicht mehr. Zuhause angekommen, verabschiedete ich mich von Mutter und Vater nach achtzehnjährigem Zusammenleben. Sagte meiner kleinen Schwester Amelie, sie brauche keine Angst zu haben, es gebe jetzt einen bösen Onkel weniger. Nur sicher war ich mir nicht, liefen doch die Neonazis manchmal schon rottenweise in Grootpoov herum.

Junge!, sagte Vater, du bringst uns hier alle in Verlegenheit. Wasch dir erst mal das Blut aus dem Gesicht!

Mutter schlug die Hände vor die Brust. Auf ihren Wangen wechselten in schneller Folge die Farben. Dann begann sie, Brote zu streichen.

Ich geb dir die Keksdose mit!

Sie schnitt dicke Scheiben Käse vom Dithmarscher ab. Legte auch den Schinken doppelt.

Dass es so weit kommen musste, sagte Vater. Sein rechtes Uhrmacheraugenlid konnte die Höhe nicht halten. Mutter blickte auf meine Wunde. Sie stand wieder auf, tupfte mir die Schläfe trocken, stöhnte, wenn ich zusammenzuckte. Sie wies Amelie an, doch wieder mit ihrer Barbi im Garten zu spielen. Es werde alles gut.

Dieser Vorfall wird uns noch zu schaffen machen, meinte Vater.

Es hätte auch ganz anders kommen können, antwortete Mutter. Nur vergiss bloß deinen Ausweis nicht, Thees! Wo willst du denn überhaupt hin?

Zu ... nun-nja, Julien! Alter Kumpel vom Jugendkutter, wohnt jetzt in Otterndorf.

Mutter legte zwei Tomaten mehr in die Dose, noch ein langes Mettwurstende kam dazu, dann packte sie alles mit zwei über Kreuz gelegten Gummibändern in meine Sporttasche. Martinshörner lärmten vom Marktplatz her wild durcheinander wie die Hunde am Beginn einer Treibjagd.

Mutter wischte ein paar Krümel von ihrer Bluse, richtete mit fahrigem Handgriffen ihr Haar zurecht, stand dann vor mir mit großen Augen, die mir so noch nie aufgefallen waren. Ach ja!, sagte sie mehr zu sich selbst. Dann schrieb sie mir vor der Anrichte stehend ein Rezept gegen Heimweh aus.

Wenn's ganz dicke kommt, Thees. Dann hilft es!

Sie legte ihren Arm um meine Schulter und zog mich an sich. Vater gab mir zögernd die Hand und mit der anderen einen Taschenchronometer mit Weltzeitskala aus seiner Uhrmacherwerkstatt.

Wer weiß?, sagte er.

Ich-ichh-ichhh!, meldete sich meine kleine Schwester. Sie klammerte sich an mein Bein, wollte mit mir auf Reisen gehen und immer bei mir bleiben. Bis zur Gartenpforte begleitete sie mich. Dort spielten wir einmal noch *Kinder-in-den-Himmel-werfen*.

Und wieder auffangen.

In Travemünde ging ich an Bord. Auf der Heuerstelle hatte ich nach einem Dampfer gefragt: möglichst weit weg! Und nun so etwas: Am Travekai lag das Schiff. Ach was, Schiff! Eine Topsegelschonerbark war es, ein Dreimaster mit dem Namen *Undine*. Ein schwimmendes Ereignis, an dem die Fantasie scheitert, gelungen also, jedenfalls das Äußerliche. Ich kam lange nicht auf eigene Gedanken.

Schließlich stand ich an Deck. Ein Matrose, den Arsch gegen die Reling gestützt, hob sein Kinn. Sein Blick kletterte den Achtermast hoch und sprang zu mir zurück.

Schon mal in 27 Meter Höhe den Gesang der Toppsegel gehört?
Nee!

Und wie die Masten im Chor darauf antworten?

Nee!

Bei Schlagseite nachts am Ruder gestanden?

Ich schüttelte den Kopf.

Dann sei froh! Ich bin Cord.

Er gab mir die Hand, ließ mir noch Zeit, in den Himmel zu schauen, dann brachte er mich zu einem Niedergang. Im Mannschaftslogis unter Deck konnte ich mir eine Kojе aussuchen, die unteren waren belegt. Cord nahm ein angeknicktes Verkehrsschild vom Klapptisch, *ONE WAY* stand dort, und warf es hinter sich in die obere Kojе.

Dort wohnt Glubsch! Wenn dir mal etwas fehlt, ein Finger oder die Lust, frag bei ihm nach.

Cord lehnte sich gegen das Spind, gähnte laut und genussvoll, bis ihm die Weisheitszähne aus dem Rachen funkelten.

Dass der Schoner *Undine* auf dem Weg in die Dänische Südsee war, erfuhr ich bald. Der Matrose holte aus seinem Spind einen

Tauchsieder hervor. Morgen früh werde das Gros der Gäste übernommen, sagte Cord, als handelte es sich um eine Ladung Stückgut. Dabei schüttelte er Kaffeegrus aus einer Blechdose in den Filter, fummelte umständlich den Stecker des Tauchsieders in die Stromleiste über dem Spiegelschrank. Der Mann war mit sich zufrieden, das hatte ich erkannt.

Etwas vom Hafenwasser schimmerte durchs Bullauge. Kaffeearoma zog durchs Logis. Ich lehnte mich gegen das Spind. Stühle gab es nicht. Was nun?, dachte ich. Wo geht die Reise hin? Weggehen oder ankommen? Doch funktioniert das eine kaum ohne das andere. So hatte ich es noch nie betrachtet. Mein Leben schien interessant zu werden, wenn ich nur den Mut aufbrachte, mich selbst davon zu überzeugen.

Glubsch kam, als ich meine Sachen verstaute, viel zu tun gab es da nicht. Er nickte mir zu. Nun wusste ich, warum er Glubsch hieß. Sein linkes Auge stach deutlich und schräg nach außen weg. Er schwang sich auf die obere Kojе, ließ die Beine baumeln. Nicht lange, sein großer Zeh schnellte vor bis zu meinem Stirnverband.

Vorfahrt nicht beachtet? Immer dran denken: Lädies först, Mään!

Meine kleine Schwester Amelie hätte ihn jetzt in den Zeh gebissen.

Wir tranken Kaffee, Cord und ich, Glubsch warnte mich vor dem schwarzen Sud und köpfte eine Flasche Bier. Es gluckerte ununterbrochen. Bald hörte ich Vielversprechendes von der Dänischen Südsee. Von Landgängen auf kleinen Inseln mit zu entdeckenden Ankerbuchten war die Rede. Auch von Törns mit gerefften Segeln hart am Wind, wenn die See an Deck steigt und die Gäste für jeden menschlichen Laut zwischen dem Getöse dankbar seien.

Schon wurde ich zum Steuermann ins Bordbüro gerufen. Ein Vorschlag, in dem ausgediente Seekarten und Logbücher lagerten. Der

Steuermann nahm mir mein Seefahrtsbuch ab, blätterte sich neugierig durch die leeren Seiten.

Was haben Sie sonst noch gemacht?

Ich sagte, dass ich ein Praktikum im Präzisionsinstrumentenbau absolviert hätte. Womit ich nicht ganz falsch lag. War mein Vater doch Uhrmacher mit eigener Ladenwerkstatt. Und immer wieder hatte er versucht, mir dieses Gewerbe schmackhaft zu machen.

Segelkenntnisse?

Optimist, Pirat, Folkeboot, begann ich aufzuzählen.

Der Steuermann blätterte schon wieder.

Im Elbemündungstrichter, ergänzte ich. Wer dort segelt, zwischen Sandbänken, Untiefen und bei widrigen Strömungen, der kann es auch. Andernfalls ...

Ich schwieg. Das machte Eindruck. Es gab kein andernfalls, sonst würde ich wohl kaum vor ihm sitzen. Vielleicht wäre das dem Steuermann am liebsten gewesen. Er sah auf. Wieder begann dieses optische Abtasten nicht nur rund um meinen Stirnverband, als suche der Mann nach weiteren, auch inneren Verletzungen. Er schwieg nun ebenfalls oder entschied gerade, sich zu entscheiden, schließlich schritt der Abend unaufhörlich voran.

Wir werden Sie als Decksmann im Tagesdienst einsetzen. Sein Blick schien es zu bedauern. Seine Stimme nicht. Die Regeln sind eindeutig: Im Passagierbereich haben Sie nichts verloren! Von sich aus werden Sie die Gäste nicht ansprechen! Essen, Trinken, Rauchen an Deck ist nicht erlaubt! Ordentliches Benehmen und akkurate Kleidung werden vorausgesetzt!

Der Mann klappte das Seefahrtsbuch zu und kratzte sich damit am Ärmel, exakt zwischen den beiden goldfarbigen Streifen seines Offiziershemdes. Dann gab er mir ein ultramarinblaues Matrosen-

hemd. *Undine*, stand schräg und backbordrot auf dem Rücken. Das gefiel mir.

Zuerst wurden achtern die Segel gesetzt. Mein erster Seetag begann. Zu zweit, zu dritt zogen wir unter den Blicken interessierter Gäste an den Taljen die schweren Tücher hoch. Mancher Bordgast kam uns nun näher, hielt uns die Kamera entgegen, forderte uns auf, uns nicht stören zu lassen. Gelegentlich hätte ich mich schon gern stören lassen. Bald waren auch die Rahsegel an den Wind gebracht, es folgten die Klüver. Nun ging *Undine* auf Kurs, der Wind griff in die Segel, ein Ruck ging durchs Schiff, zärtlich fast. *Undine* lag jetzt sanft geneigt und nahm Kurs auf die Lübecker Bucht.

Das Festland, obwohl noch als Strich sichtbar, hatte seinen Einfluss verloren. An Zuhause dachte ich kaum. Als hätte sich ein entfernter Freund von mir viel zu lange bei meinen Eltern in Grootpoov aufgehalten, so kam es mir jetzt vor. Und der wurde mir mit jeder zurückgelegten Seemeile fremder.

Zu den Mahlzeiten hatte ich in der Mannschaftsmesse das Essen aufzutragen. Der Mosesjob. Später dann Geschirr und Essensreste zurück in die Kombüse bringen. Tischabwischen nicht vergessen und zum Schluss Rede und Antwort stehen vor dem Koch in der Kombüse.

Und?, lautete seine immer gleiche Frage.

Ich zögerte, ließ ihn erst etwas zur Ruhe kommen dort am Türschott in seiner grau-weiß karierten Hose. Sie hätten es dir auch aus der Hand gefressen!, berichtete ich, Abend für Abend mit fast immer den gleichen Worten. Der Koch war zufrieden, vielleicht auch erleichtert, hatte nur an dem Wort *gefressen* etwas auszusetzen. Er mochte die Crew. Er fürchtete sie. So wie die Crew einen Koch

fürchtete, bei dem alles ziemlich ähnlich schmeckte, morgens, mittags, abends. Noch aber hatte die Mannschaft keine Entscheidung getroffen, schien mir.

Hinter dem Heckhäuschen, dort wo Trossen und Tauwerk lagerten, trafen wir uns zum abendlichen Kielwasserblinzeln. Dabei wurden Bierflaschen gelenzt, kurze Sätze von sich gegeben und zwischendurch, immer recht sparsam, ins Kielwasser gespuckt. Jetzt hatte es Lina leicht, noch einmal heftig auf sich aufmerksam zu machen. Und ich hatte Mühe, sie wieder loszuwerden.

Schon morgen sind wir in der Dänischen Südsee, erzählte jemand, was alle wussten.

Warmer Wind, glänzende morgendliche See. Auf dem Promenadendeck wurde Schach gespielt, in dicken Büchern gelesen. Zusammen mit Cord spannte ich die Wanten vom Großmast nach. Flaute war, der Hilfsmotor lief. Nur der Fahrtwind täuschte etwas anderes vor. Der Steuermann nahm mich beiseite. Er hielt mich an der Schulter fest, neigte prüfend seinen Kopf, bevor er mit seinem Finger in Richtung meiner verschorften Stirnwunde wies.

So etwas müssen wir unseren Gästen nicht bieten!

Dieser Mann war der ewige Zweite, ich hatte es bereits geahnt. Und er würde es immer bleiben. Hofentlich! Ich kannte diesen Männertyp. Mein Vater gehörte dazu, der litt sehr darunter, nur wollte er es nicht wahrhaben. Er ertrug nicht, dass der andere Uhrmacherladen in Grootpoov besser lief. Vielleicht, weil der günstiger lag. Aber nicht günstiger war. Vater